

Franz v. Gaudy.



Das war noch eine schöne Zeit, als wir da zusammensaßen in der Schützenstraße zu Berlin, Romulus Heilmann, der nun schon lange hinüber gegangen ist, Eduard Ferrand, der jetzt auch todt, Arthur Mueller, und die Andern all', die lustigen Sänger, die damals zu dem Verein der jüngeren Berliner Dichter gehörten. — Ich sage, es war eine recht schöne Zeit, und die alte Linde da im Garten könnte viel erzählen, von den fröhlichen Gesellen, die sich dort zusammenfanden, und sich Gedichte vorlasen, und ihren Liebsten manch Lebehoch brachten und dem Wirth ein Pöreat, wenn das Bier einmal trübe war. Ja, ja, da war noch keiner, der schon tiefer in's Leben hineingeblickt hatte, in das kalte, zusammengefrorene Alltagsleben mit seinen Buchhändlern, Kammergerichten und Censoren, und die Namen der Festungen kannte man nur aus der Geographie. Das ist jetzt Alles ganz anders geworden. Ein Verleger druckt nur dann Gedichte, wenn es politische sind; aber wenn der Dichter den Pegasus besiegt, legt er dem armen Vieh Scheuklappen an, worauf die drei Worte geschrieben sind: „Kirche, Staat, Privatinteressen.“ — Doch ich will lieber selbst einen Gedankenstrich machen, als mir dergleichen machen lassen, und zudem möchte der Leser auch fragen, was diese thörigten Reflexionen mit dem Dichter zu thun haben, von welchem ich hier spreche. Darauf würde ich jedoch antworten, daß sie allerdings wohl mit ihm zu thun haben; denn der arme Gaudy hat viel zu kämpfen gehabt mit den Censurfedern, und wer's nicht glauben will, lese nur fleißig seine Gedichte, wo er sich darüber wundert, daß es noch Freitische, Freieremplare und andere Freiheiten giebt, daß man einen Brief frei machen kann u. s. w.

Aber wieder auf die alte Linde zurück zu kommen, so muß ich erzählen, daß wir auch einmal in ihrem lustigen Schatten zusammensaßen, und der Kellner mit der grünen Schürze viel zu rennen hatte, denn es war ein recht heißer Tag und das häufige Versetzen trocknete den Mund aus, als uns Gaudy besuchte. Ich sah ihn damals zum ersten Male, und seine imponirende, zugleich aber gewinnende Persönlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf mich und auf uns alle, die wir ihn mit herzlichster Freundlichkeit empfingen. — Seit jener Zeit war er ein oft und gern gesehener Gast in diesem Kreise, denn wenn er den Vormittag über gearbeitet hatte, saß er den Rest des Tages am Liebsten in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde, sich über Poesie und Literatur unterhaltend, ohne jedoch die anderen Interessen des Lebens zu vernachlässigen.

Er war im Jahre 1800, am 19. April, zu Frankfurt a. d. O. geboren und sein Vater, Franz Wihl. Leop., Freiherr v. Gaudy, nachmals 1814 General-Gouverneur von Sachsen. Der Knabe reifte somit unter dem Waffenklange heran, der sein Vaterland in jener Zeitperiode aus der Lethargie wach rief, in welche ganz Deutschland versunken war, und hatte um so mehr Gelegenheit, Antheil daran zu nehmen, als ihn sein Vater ebenfalls für die militairische Laufbahn bestimmte. Zu jung indessen, um an dem sogenannten Freiheitskriege Antheil zu nehmen, lastete er nachmals einen entschiedenen Widerwillen gegen den Militairdienst im Frieden, der ihn bis zu seinem Tode nicht verließ. Seinen ersten Schulunterricht hatte er in dem Collège français zu Berlin erhalten; nachher bezog er das Gymnasium zu Schulpforte und verließ dasselbe erst im Jahre 1818, um dem Plane seines Vaters gemäß in ein Regiment einzutreten. Bereits im folgenden Jahre zum Officier avancirt, sagte diese Lebensweise dennoch seinem lebhaften, feurigen Geiste, der jede Abhängigkeit haßte, durchaus nicht zu, und ein komisches Bild dieses Seelenzustandes entwirft er in seiner „Lieutenantsklage.“ Obgleich sein Vater bereits 1823 starb, gelang es ihm doch nicht, sich vor dem Jahre 1833 von dem Militairdienste loszumachen, dann aber verließ er seine Garnison Glogau und eilte von da nach Berlin, nur allein der Poesie und andern literarischen Beschäftigungen zu leben.

Es scheint indessen, als ob das Talent des Dichters eine längere Entwicklungsperiode zur Selbstständigkeit brauchte, wenn er nicht vielleicht das „nonum in annum“ des Horaz in Anwendung bringen wollte; denn erst in einem Alter von neunundzwanzig Jahren veröffentlichte er seine ersten dichterischen Productionen, eine Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: „Erato“ (Glogau 1829). Unstreitig finden wir auch in diesen Versen, die nichts desto weniger 1835 eine zweite Auflage erlebten, das Nachklingen der Heine'schen Manier auf eine auffallende Weise hervortreten, und obgleich Gaudy's spätere Arbeiten eine weit gediegenere Originalität bekunden, so stoßen wir doch selbst in diesen noch auf ähnliche Erinnerungen. Man vergleiche z. B. die folgenden Stellen:

Heine: die Heimkehr III.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe gelehnt an der Linde
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh;
Ein Knabe fährt im Kahn,
Und angelt und pfeift dazu zc.

Gaudy: der Handwerksbursch.

Bei'm Heiligen auf der Brücken
Zieh' ich auf steinerne Bank,
Und werfe das Ränzle vom Rücken
Und schaue den Fluß entlang.

Es schwellt der Wind das Segel
Heidi! Das geht vom Fleck,
Der Schiffer, der faule Flegel,
Ruht schmauchend auf dem Deck zc.

Indessen berechtigen in der That nur die ersten Arbeiten Gaudy's zu einem solchen Urtheile, und seine Prosa giebt uns noch weniger Anlaß dazu. Das Erste in dieser Gattung, was von ihm erschien, war ein viel gelesenes, in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebendes Buch: „Gedankensprünge eines Cholera Entronnenen“ (Glogau 1832), eine Arbeit voll hecken Humors, der sich mitunter mit beißender Satyre mischt; aber wenn auch hier die Einzelheiten weniger an Heine erinnern, so läßt sich bei der Anlage des Ganzen der Gedanke an eine ähnliche Tendenz, wie die der Heine'schen Reisebilder, nicht gänzlich ableugnen. — Indessen rang er sich immer mehr und mehr kräftig von dieser Abhängigkeit los. Dies beweisen die 1833 erschienenen „geschichtlichen Gesänge der Polen Niemcewicz und Mickiewicz“ und die Arbeiten des folgenden Jahres „Korallen“ und „Desengano“ eine Novelle. 1835 vollendete er die metrische Bearbeitung des Roman von Kollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace und sodann seine „Kaiserlieder.“

Von allen andern Arbeiten Gaudy's sind es wohl diese Gedichte vorzüglich, welche dazu dienen, seinen Dichterruhm zu begründen. Eine kräftige und dennoch wieder weiche, fast wehmüthige Sprache, die sich gefällig dem Gegenstand anschmiegt, die Poesie, welche ihre ersten, süßnenden Gedanken in die ehernen Plätter der Weltgeschichte hineinhaucht, sind die Vorzüge dieses Werkes, das den Dichter zu den Besten unserer Nation emporhebt. — Welch' ein schöner Gedanke der poetischen Gerechtigkeit liegt nicht in dem Gedichte, der Napoleons Trennung von Josephine behandelt:

„Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet trüb' das Pergament,
Das sie von der Herscherkrone, das sie von dem Satten trennt.
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern
Weinet bis zum Tod, entflohen ist mit ihr des Kaisers Stern.“

Nach der Beendigung dieser Arbeiten machte Gaudy eine Reise nach Italien, welche auch zunächst den Stoff zu seinem viel gelese- nen Buche: „mein Römerzug“ (3 Bde. Berlin 1836) gab. Ein zweites Werk, zu welchem er den Stoff, den ihm diese Reise darbot, benutzte, war eine kleine Novelle, die unter dem Titel: „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ zu Berlin 1836 erschien und wahrscheinlich durch Nicolais ziemlich allgemein bekanntes Buch über Italien hervorgerufen sein mag. In derselben Zeit schrieb er auch die Erzählung: „Clotilde von Valons Chalys.“ Während dieser Arbeiten hielt sich Gaudy größtentheils in Berlin auf, noch außerdem mit Arbeiten für Journale (Morgenblatt, Berl. Conversationsblatt, Preuß. Volksfreund u. A.) beschäftigt. — Obgleich er durch seine Geburt auf die Gesellschaft der höchsten Dinkel hingewiesen war fühlte sich Gaudy dennoch wenig heimisch in diesen steifen, eleganten Salons, sondern zog eine bequeme, gemüthliche Geselligkeit unter guten Freunden jenen aristokratischen Freuden vor. Er machte auch gar kein Geheimniß daraus, daß er sich in irgend einem Kaffehause bei einem Glase Wein, oder gar ganz plebejischem Biere, mit einer Cigarre im Munde, einem Freund gegenüber sitzend, weit wohler befände, als auf dem schlüpfrigen Fußboden eines Gesellschaftssaales, im Gespräche mit geputzten Salonsdamen und besternten Herren. Man kann daher wohl schließen, daß er deshalb Anfeindungen aller Art ausgesetzt war; doch rächte er sich durch manchen Ausfall seiner beißenden Satyre, mit welcher er den hohlen Aristokratismus unsrer Zeit züchtigte, z. B. in der Parodie des Körnerschen Gedichtes „Männer und Weiber, das wir in seiner Sammlung abgedruckt finden, wo es heißt:

Es stehn die Diener starr und stumm
Um den gnädigen Herren im Kreis herum.
Der spricht stolz zum Bedientenpaar
Seifend die recht' und die linke Backe;
Schaut Ihr Hallunken in mir den Mann
Ja in mir den Mann
Aus dem nichts Höh'res werden kann.
Gott machte mich zum Edelmann,
Der Fürst hing mir den Schlüssel an.
Was bleibt nun
Mir zu thun?
Mich zu rasiren und auszuruhen.

Für die Verläumdungen, welche ihn deshalb trafen, entschädigte ihn jedoch die Gesellschaft der geistreichsten Männer Berlins. Ganz besonders vertraut war er mit Chamisso und unternahm mit diesem gemeinschaftlich eine ziemlich schwierige Arbeit, die Uebersetzung einer Auswahl der Lieder von Beranger. Zugleich besorgte er auch mit Chamisso die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, nachdem Schwab von der Redaction desselben zurückgetreten war. 1837 veranstaltete er eine neue Sammlung seiner Gedichte, die er unter dem anspruchslosen Titel: „Lieder und Romane“ (Leipzig, bei Weidmann) herausgab; bald nachher erschienen in zwei Bänden „Venetianische Novellen.“

Der Aufenthalt in Italien hatte indessen einen zu günstigen Eindruck auf seinen Geist geübt, daß er sich nach diesen anstrengenden Arbeiten nicht noch einmal gesehnt haben sollte, den klassischen Boden der Halbinsel abermals zu betreten. Er beschloß seine Reise zu wiederholen, und von seinem Freunde Ferrand bis nach der Schweiz geleitet, kam er wieder in Rom an, wo er von den dortigen Künstlern jeder Nation mit den ehrenvollsten Auszeichnungen aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit starb Chamisso in Berlin, und in einem wunderschönen Gedichte, welches in der That zu seinen besten Arbeiten gehört, feierte Gaudy den Tod seines entfernten Freundes, der ihn mit wehmüthigen Ahnungen erfüllt zu haben schien. Seine Rückkehr nach Berlin, die Gesellschaft der alten Bekannten heiterte ihn jedoch wieder auf und er überließ sich aufs Neue mit der alten

Thätigkeit seinen literarischen Beschäftigungen, als ihn im Februar 1840 der Tod unvermuthet den Armen seiner Freunde entriß. —

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Gesamtwirken Gaudy's werfen, so könnte allerdings nur ein übertriebenes Lob ihn den Coryphäen unserer Dichter zugesellen. Er gehört mit zu der romantischen Schule der neueren Periode, der indessen, wenn nicht alle Anzeigen trügen, eine gänzliche Umwälzung bevorsteht; denn auch in der Poesie macht sich, wie in jedem andern Interesse unsers geistigen und materiellen Lebens mit jedem Tage mehr und mehr die Spaltung sichtbar, die bisher durch den bodenlosen Indifferentismus mit eben so vieler Gefahr für den Unvorsichtigen beider Partheien verdeckt wurde, wie der Abgrund eines Felsens, über welchen türkische Schlingpflanzen ihre grünenden Arme für den Wanderer trügerisch lockend ausbreiten, er komme nun von der einen oder der andern Seite. Aber jetzt endlich stehen beide Partheien einander mit dem klaren Bewußtsein ihrer selbst gegenüber, und in der Poesie greift die Romantik nach Schwert und Pickelhaube, um ihre Interessen zu vertheidigen. Der Feldruf: Liberal! Ultra! ertönt immer ernster und gewichtiger. — Gaudy wäre in der That ein tüchtiger Kämpfer für das erstere Princip geworden, oder auch wohl für das glückliche Ganze, welches aus einer Verschmelzung beider Partheien hervorgehen wird und muß. Sein scharfer, beiführender Spott begann schon zu einer Zeit den kleinen Krieg, als die Poesie sich noch fern von dem Kampfe hielt, an den sie in dem Zeitraum der letzten vier Jahre bereits so kräftigen Antheil genommen, und gewiß dürfte es auch ihr, bei ihren auf die Gesamtmasse wirkenden Kräften, am leichtesten gelingen diesen Streit zum glücklichen Ende zu führen.

Gaudy's Kaiserlieder gehören gewichtig in das Interesse unserer Tage, und seine Uebersetzung des Veranger zeigt uns, daß er den Dichter einer fremden Nation auf uns übertragen wollte, dessen Leistungen einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschichte seines eigenen Volkes hatten.

Eine Gesamtausgabe von Gaudy's Arbeiten ist bisher noch nicht erschienen. Seine Freunde, Arthur Mueller und Eduard Ferrand hatten dieselbe vorbereiten wollen, doch da Dieser nun auch gestorben, müssen wir dieselbe von dem Ersteren allein erwarten. Die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus seinen schon vorher angeführten Liedern und Romanzen und den Kaiserliedern.

Wo bleibt's?

von v. Gaudy

Wo bleibt's?



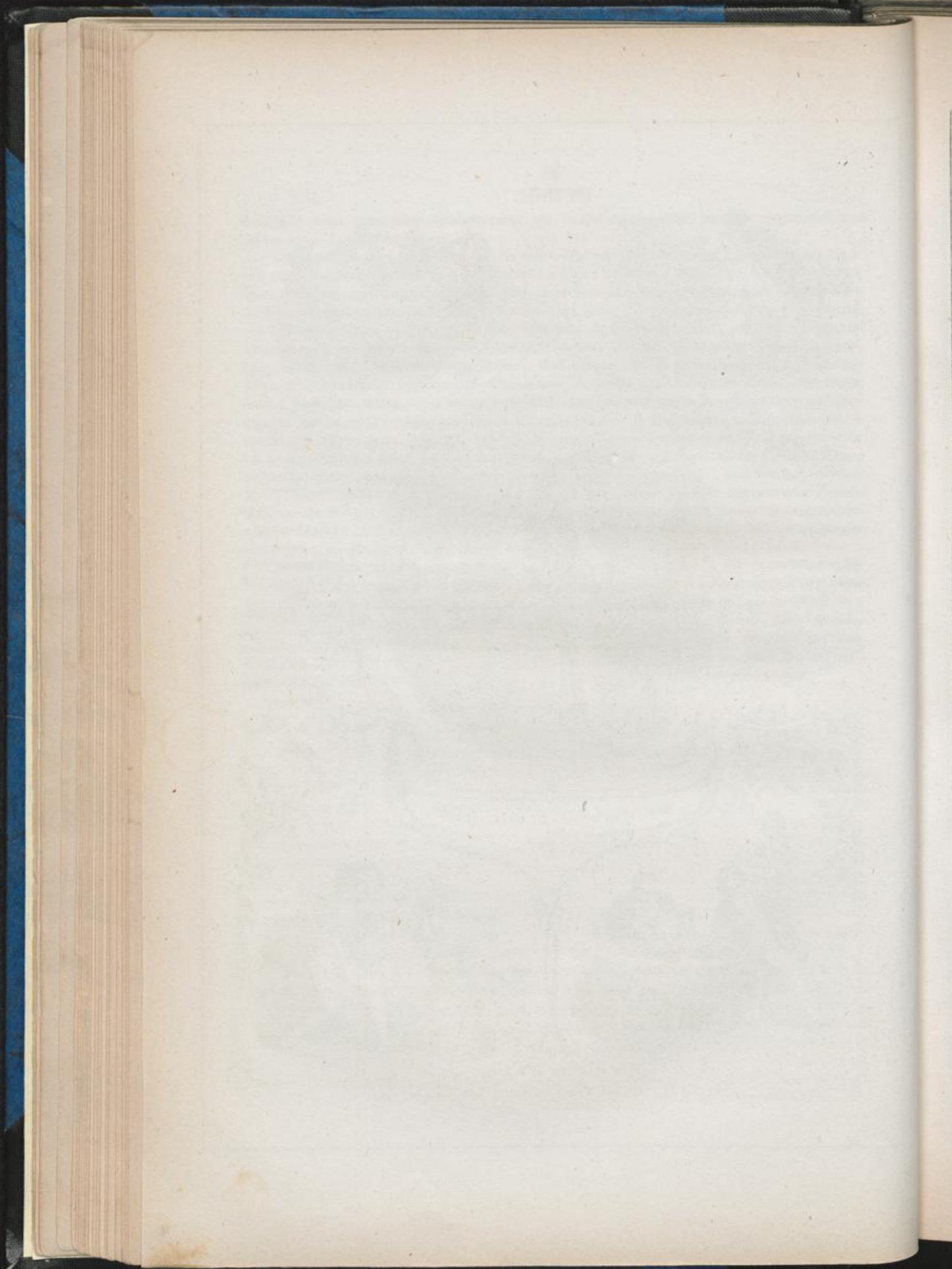
Ich trinke nicht
 Ess ich auch mal
 ein Hundert
 Stück Plustern
 nun, dafür is's Pannat
 is's Plusternzeit
 und wird dazu
 burgaundert.
 Nur zur Verdannung
 the ich's.
 das ist klar.



Dass ich für Mädchen
 mich in Schulden
 stürze,
 fällt mir nicht ein.
 Sich Lieb' erkauften?
 Pfui!
 Schenk' ich Stathilden
 auch einmal ne Schürze
 den neuen Seidenhut,
 'nen Parapluie -
 Was wollen diese Lappe,
 reien sagen?

Wo bleibt mein Geld? So rat ich alle Tage.





W'o b l e i b t ' s ?



o bleibt mein Geld? So ruf ich alle Tage,
Vergeblich sinnend keh' ich spät nach Haus.
Wo bleibt mein Geld? Mit dieser ew'gen Frage
Schütt' ich den Rest von meiner Börse aus.
Die Tasche hat kein Loch. Die harten Thaler
Wo sind sie hin? Gott weiß. In alle Welt.
Des Morgens noch ein Rothschild — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus — wo bleibt mein Geld?

Im Buche steht es, was ich eingenommen,
Denn in der Ordnung treib' ich's fast zu weit.
Wüßt' ich nur, wie ich um mein Geld gekommen,
Um alles, in so kurzer Spanne Zeit?
Der Onkel ist splendid. Die Redakteure
Bezahlen promyt — vernimm's ungläub'ge Welt! —
Buchhändler geben mehr als ich begehre —
Ich schreibe viel — und doch: wo bleibt mein Geld?

Ich bin solide, lebe wie der Weise
Bon Sans-souci — und immer sans six sous!
Ja, schweift' ich dann und wann noch aus dem Gleise,
Dann trüg' ich mein Geschick mit Seelenruh',
Doch so — — Mein Zimmer ist auf gleicher Erde —
Den möcht' ich sehn, der sich zu Hause hält
Gleich mir — wenn ich nicht just verleitet werde —
Frag' ich da nicht mit Recht: wo bleibt mein Geld?

Ich spiele nie! Dem Faro — Gott bewahre! —
 Ich opfern — nein, die Zeiten sind vorbei.
 Und bieg' ich nun auch ein paarmal im Jahre
 Mein Kärtchen — 's ist 'ne wahre Lumperei.
 Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinnst nur spärlich —
 Im Gegentheile, meine Karte fällt
 Stets linker Hand — doch der Banquier ist ehrlich; —
 Das löst die Frage nicht: wo bleibt mein Geld?

Ich trinke nicht! — Eß' ich auch 'mal ein Hundert
 Stük Auster — nun, dafür ist's Januar,
 Ist's Austerzeit. Und wird dazu burgundert,
 Nur zur Verdauung thu' ich's, das ist klar.
 Daß man die Auster nicht im Mühlenbache
 Kann fischen, daß ihr Preis so hoch gestellt —
 'S ist hart — allein dies ist nicht meine Sache;
 Das Sing'ge frag' ich nur: wo bleibt mein Geld?

Daß ich für Mädchen mich in Schulden stürze,
 Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfu!
 Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,
 'Nen neuen Seidenhut, 'nen Parapluie,
 'Ne Damenuhr, 'nen ächten Blondenkragen,
 Und was den jungen Mädchen sonst gefällt —
 Was wollen diese Lappereien sagen?
 Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?

Das freie Land.

Fu trauerst Freund? Wem gilt die lange Klage? —
 „Der Freiheit, die von uns sich abgewandt.
 Wo weilt sie jetzt?“ — Wo? Sonderbare Frage!
 Blick auf! Du hochst ja in der Freiheit Land,
 Hier braucht sie sich nicht blöde zu verstecken,
 Großmüthig schirmt sie selbst die Polizei.
 Hörst Du aus jedem Mund, an allen Ecken
 Laut und vernehmlich nicht das Wörtchen: frei?

Sieh den Geheimerath — zehn Orben quellen
 Aus seinem Knopfloch. Ahnst Du, was er sei?
 Lab' ihn zu Tisch — er wird sich pünktlich stellen,
 Und klopelt zärtlich-leis: Ich bin so frei!
 Hörst Du's? Er ist so frei, der Mann des Rathes,
 Der wirkliche, geheimnißvolle Mann —
 Nun zweifle noch an Freiheit eines Staates,
 Wo Solcher solche Worte wagen kann!

Darfst du den Freisinn offen nicht bekunden
 Auf Briefadressen? Schlaffe Heuchelei
 Frembländ'scher Franco-Chiffer ist verschwunden,
 Und mannhast kühn schreibst Du das deutsche: frei.
 Der Sekretair der Post wird nicht erblicken,
 Er tuakt in's Tintesäß mit fester Hand,
 Und kriegelt auf's Kouvert das rothe Zeichen —
 Postfreiheit ist kein Wahn bei uns zu Land.

Mein Freund, hierher paßt nicht die alte Leier,
 Da stimme anderswo dein Liebchen an.
 Freimaurer haben wir, Freiherrn und Freier,
 Nun frag' ich ob man mehr verlangen kann?
 Freistellen giebt's, Freitische (freilich kläglich!)
 Wir haben einen Dichter Freiligrath,
 Den Freitag wöchentlich, Freistunden täglich —
 Und noch nicht frei genug dünkt Dich der Staat?

Haderlumpen-Liedchen.

Mit dem Lumpensack durchstreife,
 Krillernd auf der Pfennigspitze,
 Ich die Stadt der Kreuz und Quer.
 Lump! Lump!
 Bänder geb' ich, Messingringe,
 Funkeknagelneue Dinge,
 Gebt nur Gure Lumpen her.
 Lump! Lump!

Ost schon hat es mich gewundert,
 Daß in diesem Lumpjahrhundert
 Noch an Lumpen Mangel sei.
 Lump! Lump!
 Juden, vor und nach der Taufe,
 'S gilt ein Schacherchen! Ich kaufe
 Lumpen! Seid ihr nicht dabei?
 Lump! Lump!

Verse gegen englisch Pflaster
Tausch ich ein, Ihr Poetaster,
Denen Herz und Hemd zerseht.
Lump! Lump!

Gebt mir herzenswelle Lieder,
Weiß' Papier bekommt Ihr wieder —
Mehr zahlt auch nicht Hofmann jetzt.
Lump! Lump!

Pietisten, hört's im Städtchen,
Werft heraus mir die Traktätchen,
Den Bericht der Missionaire.
Lump! Lump!

Kirchenzeitung, die aus Halle,
Kauf' ich, und die Schriften alle
Ihrer würd'gen Rebauteurs.
Lump! Lump!

Ihr, Unmünd'ger Kuratoren,
Advofaten, spigt die Ohren
Wenn mein geller Ruf erschallt!
Lump! Lump!

Sind die Akten in Verwirrung,
Gebt sie mir. Jedwede Irrung
Löst die Mühlenstampfe bald.
Lump! Lump!

Ihr vom hohen Adel, hört es!
Höre mich, Du hochverehrtes,
Höchstgebuld'ges Publikum!
Lump! Lump!

Willst Du fort und fort am alten,
Längst vermorschten Trödel halten!
Sieh Dich doch nach Neuem um.
Lump! Lump!

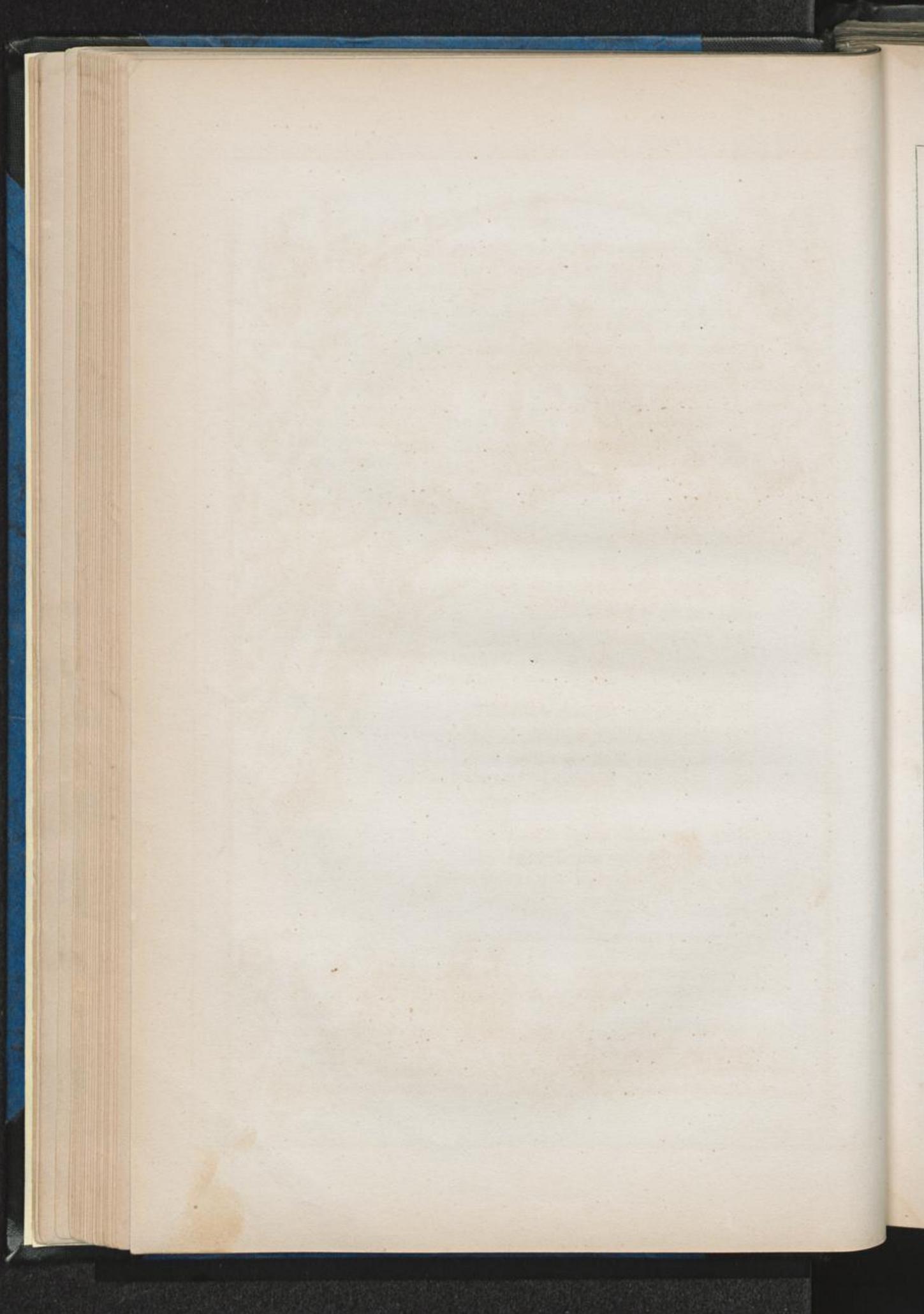


Mir träumt: ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt' ich wär' auf Erden
Und wär ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.







Ich träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confett
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du sanger Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokajer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Ransell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Vengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Späße will ich heut
Die Stadt Ir-Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Kustler, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengässen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer sich,
Sie gehen schon an's Pressen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die saufen aus den Güssen.

Wie freuen die Poeten sich
Bei solchem Göttertrage!
Die Leutnants und die Fähndereichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähndereichs,
Das sind die klügsten Leute,
Sie denken, alle Tag' geschieht
Kein Wunder so wie heute.

Sa hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber in's neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstren Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!

II.

Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume wunderhold; —
Was bedeutet' mein ganzes Leben,
Wenn ich dich nicht lieben sollt'?

Ich möcht sie nur einmal umfassen,
Und pressen an's glühende Herz!
Nur einmal die Lippen und Wangen
Küssen mit sel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Euch, Geister, zum finstern Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nickten schauerlich.
Feins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Feins Liebchen, liebst du mich?

III.

s stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Biel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehen.

Ich aber hab' sie gelernt,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diene als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

IV.

ie Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht',
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes BlumenGesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

V.

nd wüsten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meiner Schmerz.

Und wüsten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüsten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

VI.

m Nichtenbaum steht einsam
Im Norden auf taler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

VII.

m Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel d'ran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wenn sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

VIII.

m leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann.

IX.

ie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofrathin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein löpelt: wie so?

Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Liebe ist eine Passion!

Und präsentiret gütig,
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Plätzchen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schätzchen,
Von deiner Liebe erzählt.

X.

ch hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du wärst mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

XI.

n schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfschen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

XII.

Wie der Mond sich leuchtend drängt
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein liches Bild hervor.

Saßen all auf dem Berdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Siner Dame, schön und hold;
In ihr liebes, gleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauter klangen, Vuben fangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

XIII.

Errieth mein blaßes Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

XIV.

Ich wollt', meine Schmerzen ergößen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzgefüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Klinge gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiederder Rösse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Die Lore-Ley.

Ech weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderfame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Des Predigers Familie.

Eer bleiche, herbliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn sie Einem begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und Lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter weist ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottversuchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören doch an's Fenster,
Und seh'n eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Im Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“ —

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz:
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Göltn am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,

Sie singen beide im Choro:
Gelobt sei'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' franke Leut'.

Die franken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jezo tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslight,
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!“

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Göltn in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jehund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

III.

Der franke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt sei'st du, Marie!